

anerkannt und ihm gerührt die Hälfte meines Vermögens abtreten!" fuhr der Baron auf. "Das könnte im Ernst nur ein Schwärmer, wie Hof Siegfried verlangen, der von den Verpflichtungen des Adels keinen Begriff hat. Stünde er an meiner Stelle, dann seien ihm solche philanthropische Schrollen sicher nicht ein!"

"Ich glaube doch," sagte die Freiin mild, "daß Direktor Siegfried, wenn er an Ihrer Stelle wäre, Herr Schwoger, es keine Schulle nennen würde, das Unrecht gutzumachen, das an einem Blutsverwandten begangen worden ist. Direktor Siegfried verlangt für den alten Valentin, — der nun einmal doch Ihr Bruder ist, Ebor — nichts, als Gerechtigkeit. — Nun muß ich wohl zugeben, daß es ungewöhnlich ist, eine solche Gerechtigkeit zu verlangen, und eine solche Gerechtigkeit zu üben. Aber gestehen Sie doch, Ebor, ist dies nicht eigentlich eine Schmach für die gepriesene hohe Stellung, die wir einnehmen? — Sie werden mir einwenden, daß man seit den ältesten Zeiten die illegitimen Kinder nicht für erberechtigt gehalten hat. Um so schlimmer. Ich kann nicht einsehen, daß ein Unrecht darum Recht wird, weil es vielleicht Jahrtausende alt ist."

"Meine theure Rosa," entgegnete der Baron mit unterdrückter Heftigkeit, indem er einen raschen Blick auf seine Tochter warf, die anscheinend theilnahmslos mit dem silbernen Kaffeelöffelchen spielte, sie balancirte dasselbe auf dem ausgedehnten schlancken Hegefinger — "meine theure Rosa, Sie wissen, wie sehr ich Sie verehere und schätze. Aber eben deshalb müssen Sie mir verzeihen, wenn ich jetzt aufrichtig bin. Sie sprechen, als stände Direktor Siegfried hinter Ihnen und soufistire Ihnen Wort für Wort. Ich schätze ja gewiß auch alle seine Vorzüge nach Gebühr, ich gebe zu, daß er — zu Zeiten — ein angenehmer Gesellschaftler ist, sein Charakter erfüllt mich mit der größten Hochachtung — aber seine Unbilligkeit, sein unheimliches, sofort atuagere tendendes Mißbilligen von Formen und Sitten, die seinen Anschauungen zuwiderlaufen mögen, die aber nun einmal bestehen und durch Alter, Gebrauch und Standesbedürfnisse geheiligt sind — damit werde ich mich niemals befreundet. Mein Gott, man kommt ja oft genug in die Lage, etwas zu sehen, was man nicht billigen kann, aber dann schweigt man einfach und verlegt nicht durch lauten anmaßenden Tadel. Wir sind ja doch nicht die Sittenrichter unserer näheren oder ferneren Umgebung; möge jeder mit seinem Gewissen ausmachen, was und wie viel er fähigen will!"

Jella warf den Kaffeelöffel hin, daß er kitzelte. "Wenn Christus so gedacht hätte," rief sie erregt, "dann wären niemals die Händler aus dem Tempel getrieben worden!"

"Welch ein Vergleich, Kind!" rief der Baron frapprirt, indem die Freiin zustimmend nickte. "Du hast übrigens nicht ganz unrecht. Zum Reformator wäre Siegfried wie geschaffen. Wie sage es aber in der Welt aus, wenn jeder reformiren wollte."

"Wenn jeder dazu so berechtigt wäre, wie der Direktor, dann gäbe es bald gar nichts mehr zu reformiren," bemerkte tante Rosa lächelnd. "Wir gefällt es gerade an dem Direktor, daß es für ihn kein Patiren, kein Unterhandeln, sondern nur ein Entweder — Oder giebt. Man ist gut oder böse, ein Drittes existirt für Siegfried nicht."

"Du lieber Himmel, wir können doch nicht alle in lauter Vollkommenheit mit Nägeln an den Schultern und einem goldenen Heiligenstein um den Kopf herumlaufen, wie die Engel," rief der Baron ärgerlich und stand auf.

"Nein," entgegnete die Freiin, "aber wir können alle danach streben, recht gut zu sein."

Jella trat zu ihrem Vater und legte leicht ihre Hand auf seinen Arm. "Wir vergessen, Papa," sagte sie mit eigen-

thümlichem etwas farsastlichem Lächeln, "daß es sich hier weder um den Herrn Direktor Siegfried und seine Grundfälle, noch um unsere Vollkommenheitsbestrebungen handelt, sondern darum, daß wir es uns selbst schuldig sind, und von niemandem an Großmuth überweisen zu lassen. Ich will nicht, daß Direktor Siegfried noch länger sich die Versorgung des alten Mannes angelegen sein läßt. Wir werden dem armen Manne, der so viel gelitten hat — ich meine den Onkel Valentin, Papa — nicht in der Sägennüste lassen. Wir werden ihm eine Wohnung im Schlosse anweisen, und hier mag er den Rest seiner Tage in sorgenfreier Beschäftigkeit verbringen."

Eine schlaute Räube stieg dem Baron ins Antlitz, während seine Tochter sprach. "Nein, mein Kind," entgegnete er endlich mit kaum beherrschter Aufregung, "das werden wir nicht thun. Ich erkenne deinen Edelmutb vollkommen an, aber man kann darin zu weit gehen. Was soll der alte Mann hier im Schlosse? Welche Stellung soll er uns, soll er der Dienerschaft gegenüber einnehmen, die ihn betteln gesehen, die ihm vielleicht oft genug seine Armbänder gereicht hat! Es würde uns tausend Verlegenheiten bereiten, und ihm würden wir kein behagliches Dasein geschaffen haben. Ich bin ja gern bereit, den Alten zu unterstützen, meinewegen auch hier im Orte, wenn er eigenständig darauf beharrt, nicht fortzugehen, aber ins Schloß kommt er mir nicht!"

Jella wandte sich verstimmt ab. "Jella," sagte nun auch die Freiin, "ich kann deinem Vater nicht weigern geben, und du weißt, daß ich sicher seine Vorurtheile habe. Selbst der Direktor wird einsehen, daß es am besten ist, den alten Mann in der gewohnten Umgebung zu lassen."

"Gott im Himmel, schon wieder der Direktor! Ich bitte dich, Tante, laße doch den endlich aus dem Spiele," rief Jella mit erspödnender Festigkeit. "Ich bin ja doch kein unvernünftiges Kind, das man immer erst mit Autoritäten zur Annahme von richtigen Ansichten veranlassen muß. Mir gilt der Direktor noch lange nicht als solch eine zweifelhafte Autorität." — Die Baroness hielt tief aufathmend einen Moment inne und fuhr dann ruhiger fort: "Gangstimmung sind wir dem alten Valentin unter allen Umständen schuldig. Ich werde ihn daher noch heute in der Sägennüste aufsuchen und werde „meinen Heim“ mittheilen." — die Sprecherin betonte das Wort „Heim" — „daß du, Papa, ihm ein Jahresgehalt ausgesetzt habest. Damit bist du jedenfalls einverstanden, Papa?"

Trotz der entscheidenden Sprache seiner Tochter schien der Baron große Lust zu haben, Einwendungen zu erheben, wenn nicht ein warnender Blick der Freiin ihn abgehalten hätte. "Vergiß nur nicht in deiner Großmuth," sagte der alte Baron gepreßt, "daß ich momentan nicht in der Lage bin, mit Jahresgehältern allzu freigebig zu sein."

"Ich habe schon daran gedacht," entgegnete Jella ruhig. "Wir haben den Schmutz, den ich gestern wieder bekam, schon für verloren gehalten. Ich denke, wir verkaufen ihn. Ich habe keine Freude mehr an diesem Schmutz, und er repräsentirt doch eine ansehnliche Summe. Diese könnten wir für Onkel Valentin verwenden."

Der Baron sah seine Tochter mit nachdenklicher Ueberlegung an, während Frau von Watten ihr herzlich zustimmte. Dann zog der Baron Jella an sich und flüste ihre Ohren, indem er bewegt sagte: "Gehe nur, mein Kind, und rede mit dem Alten ein gutes Wort. Für das übrige findet sich wohl Rath, ohne daß du ein Opfer zu bringen brauchst."

Eine halbe Stunde später trug Jellas Reitpferd, dessen wundres Knie wieder glänzend geputzt war, das schöne Fräulein von Nothstein zur Sägennüste.

(Fortf. folgt.)

Die beiden Geiger.

Von Leopold v. Sacher-Masoch.

Eine laue, dultreiche Sommernacht hatte sich über das herrliche Donautthal, seine von Burgen gekrönten Berge, seine üppigen Weinberge und seine von Liebesrausch überwogenen Felder niedergelassen. Auf einem Felsen, der sich tief aus dem blauen schimmernden Wellen des Flusses erhob, lag das Schloß des mächtigen Magnaten Grafen Turzoo, und zu Füßen desselben das Dorf.

Alles schlief hier, oben in den gewölbten, reich geschmückten Gemächern, und unten in den trostbedeckten Liebküchen; nur die

junge, schöne Gräfin wachte noch. Ihre Kommertrionen zwar glaubten sie schon zur Ruhe gegangen, aber sie hatte nochmals ihr prächtiges Lager verlassen, sich in den langen goldverbrämten Schloßtrud gehüllt, den die Damen der österröcherischen und ungarischen Lande damals den künftigen Schönen entzweit hatten, und ließ sich auf dem kleinen Balkon, der wie ein Schwabenhelm in die von Mondsilber erfüllte lichte Luft hinausging.

Es war der hohen Frau gar seltsam zu Muthe, aber sie fand keine Worte, auszupprechen, was ihr Herz süß und schmerzhaft

gleich bewegte, sie ließ und sann und träumte, bis plötzlich ein Ton aus der Tiefe zu ihr emporschwob, einem ruhlosen, Hangenden Geiste gleich.

Die Gräfin schloß sich zusammen und lauschte. Ton folgte auf Ton, und endlich zog eine unendlich wehmüthige und schöne Melodie durch die Nacht und schien sich wie Balsam auf das Herz der jungen Frau zu legen.

Diesmal hatte sie sich die Gräfin zu hören und weiter zu träumen, als der letzte Accord verklungen war. Als sie aber in der nächsten Nacht wieder das gleiche wunderbare Weigenpiel vernahm, wachte sie rasch ihre Frauen, und diese sendeten die Bogen und Diener aus, um den Künstler zu entdecken und vor die Herrin zu führen.

Es währte nicht lange, so brachte man einen Zigeuner, welcher in rasch geflüchtete Leinwand gekleidet, hartnackig und hartnäckig vor der Gräfin stand, welche ihm ein Gehelbst anwies und ihn weiter spielen ließ. Diesmal war es eine wilde Zampelle, welche er erklingen ließ, von dämonischer Lustigkeit und süßer Trauer, als wenn Teufel und Engel vereint im Ringen dahin schweben würden.

Nachdem er beendet, gelang er auf Beiragen der Gräfin, daß ihn der Zustand seines Weibes im Dorfe unten selbgehalten habe, und daß er nun ihre Verwahrung erwarre, um wieder, einem Wandervogel gleich, davonzueilen. Die Gräfin schlug ihm vor, in ihren Dienst zu treten, aber Absoth, so hieß der Sohn der Waise und der Wälder, wollte sich nicht entschließen, seine Freiheit zu opfern. Nach langen Unterhandlungen wurde endlich doch ein Einvernehmen erzielt. Absoth wurde qualvoller Hofgeiger, bekam eine reiche, goldverzierte, ungarische Uniform, eine Suite im Dorfe, einen reichlichen Monatslohn in Naturalien, erhielt aber das Recht, wenn der Wandersitz ihn allzu mächtig erziehen sollte, von Zeit zu Zeit seine Geigerfahrten, wie vordem zu unternehmen.

Eine Frau dagegen sollte stets im Orte bleiben. Ein seltsamer Junck wollte, daß die schöne Gräfin ihren Gemahl, den stolzen Magnaten, und die arme Zigeunerin ihren künftigenenthaltenen Geliebten an demselben Tage mit einem Sohne beschicken, und daß er nun mehrwählig erwarre, wie der seine. Grafen Turzoo wenn er noch so wüthend schrie, sofort ruhig wurde, wenn Absoth die Geige nahm und zu spielen begann. Beim Klang dieser Barockgeige, der Absoth so schön, fremdartig, wie aus einem fernem Märchenland herüberstrebende Töne und Wellen entlockte, wuchsen sie beide auf, der kleine Graf und der kleine Zigeuner und wurden treue Spielkameraden, denn unzerrenliche Genesheit und Freundschaft, wie der kleine Stephan zeigte immer mehr Liebe zur Musik, und diese Liebe gab an Lebensinhaltsfülle seiner Wesen, des jungen Zigeuners, nichts nach. Die Geige liebte Stephan mehr als Pferd und Falken, als die ritterlichen Lehungen, als Buzik und Homer.

Weib, Stephan und Geige, wurden des alten Vaters begünstigte Schüler, und beide liebten seinen Spiel, seinem Unterricht, seinen Anweisungen mit derselben Andacht und weisesten dem Alten an Kunst nahe zu kommen, umso mehr, als der Graf beiden zwei gleich gute, langreiche italienische Geigen zum Geschenk gemacht hatte.

Aus den Kindern waren kräftige, schöne, begabte Knaben geworden, aus den Knaben wurden bald zwei herrliche Jünglinge, welche sich wie Brüder, wie Zwillinge liebten, und die man auch, da sie stets gleich gekleidet waren, dafür angehen hätte, wäre Gege nicht braun gewesen, wie angeräuchert der Bernstein und Stephan weiß und roth, wie eine bunte Wästel.

Wenn nun Absoth von Zeit zu Zeit verabschied, um als eine Art Mattenlänger und Troubadour in einer Gestalt die ungarischen Auen zu durchziehen, hier den Damen, die ihre stolzen Giebler in süßlichen Heurneln badeten, dort den Wiederkehrten ober Räubern in der einsamen Gardia seine Künste zu zeigen, verabschiedeten die beiden jungen Leute mit ihm, und wenn der Graf anfangs auch wehete und die Gräfin lange Tränen vergoß, so gewöhnte sich mit der Zeit alle Welt an diese Absätze des jungen Grafen, weil er eben seinen Ruf hatte, gegen den niemand aufkam.

Eines Tages legte sich der alte Absoth unterwegs an einem Kreuzweg nieder und starb. Er hatte es so gewollt. Im Wette zu sterben, schien ihm, dem Sohn der Freiheit, eines Mannes und Musikanten würdig. So war er denn, als er sein Ende nahen fühlte, noch ein letztes mal mit seinem Sohn und Stephan hinausgegangen und war geigend dem Tode entgegengegangen, während die beiden andern ihn begleiteten, bis der Hiebepogen seiner braunen Hand entsank und sein Leben — wie ein jedes — mit einer Dissonanz schlief.

Hier, unter einer blühenden Linde, begruben sie ihn auch, wie er es gewollt, und mit ihm seine Geige, die alte treue Gefährtin

seiner irdischen Wanderung, seiner Rumpfe, seiner Leiden und Freuden, seines Glückes, seiner Liebe und seines Hoffes.

Nun durczogen die beiden Jünglinge allein die Welt, so oft es ihnen einfiel, und ihr Spiel machte sie bald weit und breit im schönen Donauland bekannt, bis gegen die Böhmergrenze und in die fruchtbareren Ebenen Böhmerlands und Mürgens hinüber, wobei sie überall unter dem Namen der „beiden Geiger“ willkommen waren und gern und reich umarmt, als sie niemals um schändes Geld langten und nur den weingelächelten Vokal: den Ruf von rothem Frauenmund als würdigen Lohn ihrer Kunst anmahnen.

Das war dann ein frohliches Leben voll Abenteuer, ein Wandern und Ziehen, ein Erleben und Verleben, ein Ringen und Schwärmen, wie es frische, begabte Jünglinge lieb, bis wieder die Thüre der väterlichen Burg im Abendrothlichte blinkten und die alten Lederbände zum Studium riefen.

Auf einer dieser Wanderungen kamen die beiden Geiger bis zur alten Königsstadt Breßburg. Ehe sie in diese einzogen, trübten sie an der Straße im Schatten eines uralten Kastanienbaums aus. Da geschah es, daß in der Ferne des Nordens ertönte. Stephan richtete sich auf und lag wie ein Soldat aus dem Wald hervor, brach, von Jägern zu Pferde und einer Meute Hunde verfolgt. Näher und näher kam die Jagd. Allen voran sprengte eine stolze Jägerin, ein Weib, wie es Stephan noch nie gesehen. Nicht weit von dem Beried der beiden Geiger wurde der Hirt gestellt und Halkst geladen. Die schöne Frau lag ab, um sich mit eigener Hand der Gnadenlosig zu geben und erwidern ließ, mit ihrem verächtlichen funkelnden Augen, dem jungen Grafen noch milder und herrlicher, aber auch um vieles verführerlicher.

Als sie sich wieder in den Sattel geschwungen hatte, ergiff Stephan die Geige und begann von Gege begleitet, zu spielen. Sofort eilte die Jägerin auf sie zu, hielt ihr Pferd unmittelbar vor dem mächtigen Hühnbaum an und lautlich aufmerksam bis die beiden Geiger wieder hatten.

"Wer ist dir und woher kommst du?" fragte sie dann. "Wir sind zwei wandernde Spielleute," erwiderte Stephan bescheiden, aber ohne Spur von Demuth, was der schönen Frau sofort auffiel, „man nennt uns weit und breit die beiden Geiger."

Die Jägerin nickte mit dem Kopfe. "Ich habe von Euch gehört," sprach sie, "du aber bist kein Zigeuner, wie kommst du zu der Geige?"

Sie sah ihn an, und er widerte ihren Blick fest und ruhig. War sie von dem edlen Weibe und der Schönheit Turzoo's betroffen, so fühlte er nicht minder ihren Zauber, den Reiz ihrer schlanken, in grünen Sammt gekleideten Gestalt und des herrlichen Kopfes, dessen schwarze Locken unter dem mit einem kleinen Metallbüschel geschmückten Kalfas herabquollen, vor allem aber die Gewalt ihrer blauen geblendenden Augen.

"Wollt ihr in meine Dienste treten?" fragte sie nach kurzer Ueberlegung.

"Wir danken für so viel Gnade," erwiderte Gege, dem die stolze Schöne von Anhang an Mithrauen erweckte.

"Doch wollen wir gern für eine Zeit lang unter Eurem Dache verweilen," sagte rasch Stephan hinzu.

"Gut, sagt sie zur Antwort, „heutzutage auch nach der Stadt. Jedes Kind wird Euch den Weg zu meinem Palaste zeigen. Ich bin die Fürstin Anna Grafenlovisch." Sie nickte, mit einem Lächeln für Stephan, den beiden zu und entließ dann auf ihrem prächtigen Renner.

Stephan nannte sie ihrem Rufe nach. Sie war Witwe und viel unvorben, schien aber ihre Freiheit nicht nochmals einem Gatten opfern zu wollen. Der Hof in Breßburg rivalisirte mit dem kaiserlichen in Wien an Pracht und mit dem bei Weiblicher in Prag an die Menge aller schönen Künste. Die Fürstin spielte aber auch eine politische Rolle und zwar keine geringe. Sie geborte zu der kaiserlichen Partei, unterließ aber Verbindungen mit Moscovy und den in Ungarn gebietenden türkischen Palasas. Jede Partei glaubte an ihre Treue, und doch war keine ihrer sicher. Niemand vermochte das Gewebe ihrer Intrigen zu durchschauen.

In ihrem Palast zu Breßburg befand sich ein prächtiges Theater, auf dem in der Vollzeit von irgend einer berühmten Kommandantentruppe geflüchte und weltliche Schauspiele und Singspiele aufgeführt wurden. Sie unterließ eine eigene Musikkapelle, berühmte Vokal und Bildhauer und zog auch gern die Poeten in ihren Kreis.

(Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

"Arens in Petersburg. Der petrusburger „Aist" berichtet über einen Ball, der dieser Tage bei einem der hervorragendsten Vertreter der petrusburger Flananzwelt stattfand. Die Solisten der Damen waren ganz außerordentlich kostbar und trugen einzelne

Wertvollere des schönen Geschlechts Kostüme, welche bis 20,000 Rubel gekostet hatten. Beim Gollisen ertheilten die Damen als Gollisangehende goldene Armabänder mit den herrlichsten Edelsteinen und zwar emphyen die Weinstetten Armabänder mit Rubin und die Wladimir Armabänder mit Saphiren. Den Tänzerinnen wurden goldene Brochees mit kunstvollen Monogrammen